

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 171 (1898)

Artikel: Was der Hinkende von der Welt weiss
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656566>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Was der Sinkende von der Welt weiß.

Er weiß zum ersten, daß jeder verständige Mann, wenn er in eine fremde Stube kommt, höflich „Grüß Gott“ sagt. Also thut's auch der Kalendermann und bittet um die gleiche freundliche Aufnahme, die ihm in den früheren Jahren zu teil geworden ist.

Er weiß zum zweiten, daß seine lieben Bekannten zu Stadt und Land gern etwas vernehmen von dem, was sich seit Jahresfrist in der Welt ereignet hat. Darum will er ihnen das nach seiner Meinung Wichtigste zur Kenntnis bringen oder im Gedächtnis auffrischen.

Daß unser Numa Droz die ehrenvolle Anfrage erhielt, ob er geneigt wäre, die verworrenen Verhältnisse auf Kreta zu ordnen, ist eine Reverenz vor den großen Eigenschaften dieses Mannes wie auch vor der Neutralität der Schweiz. Denn nur in einem Lande, das sich grundsätzlich jeder Einmischung in fremde Angelegenheiten fernhält, glaubte man am ehesten den Mann finden zu können, der auch in sich selbst die Unparteilichkeit verkörpere. Numa Droz ist jedem Schweizer wohlbekannt. Ihr solltet nur die Augen sehen, die der liebe Gott in diesen Kopf hineingesetzt hat — groß, schwarz und glänzend wie geschliffene runde Kohle — und ihr würdet begreifen, daß er es vom Graveurlehrling zum Bundespräsidenten bringen konnte, daß die Großmächte oder wenigstens einige von ihnen das Vertrauen in ihn setzen, den Kretensern geordnete Zustände verschaffen zu können. Wer sind die Kretenser? Heilige oder Heiden? Heilige wie ihr und ich, liebe Leser, Heiden in den Augen der Türken, die alles Christliche drangsalieren, das sie in die Finger bekommen. Ihr Ländchen ist eine Insel, die ungefähr sechsmal kleiner ist als die Schweiz. Die Längenausdehnung ist fünfmal größer als die Breite. Von den circa 300,000 Einwohnern sind 184,000 christlichen und nur 93,000 mohammedanischen Glaubens.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts wurde die Insel, die etwa 400 Jahre lang im Besitz der Venetier gewesen war, von den Türken erobert, und seit der Zeit hatten es die Christen — meistens Griechen — schlecht. Das Joch abzuschütteln, wollte nie gelingen, weder durch die Teilnahme am Aufstande der Griechen 1821,

noch bei einer Erhebung im Jahre 1858 (deren Hauptursache Steuerüberbürdung war), noch bei Anlaß der Vereinigung der ionischen Inseln mit Griechenland anno 1863. Reformen wurden zwar von den Türken versprochen und so gut gehalten, daß 1866 ein neuer Aufstand ausbrach, der den Kretensern einige Siege und eine provisorische, dem Griechenkönig unterstellte Regierung brachte. Daraufhin machten die Türken Front gegen den Griechenkönig selbst.

Auch die übrigen europäischen Großmächte nahmen Stellung gegen ihn, und er hatte natürlich das Schwert in die Scheide zu stecken.



Edhem Pascha.

Kreta war wieder türkische Provinz, bekam 1878 einen christlichen Statthalter und Versprechungen im Namen der Großmächte. Wer aber diese Versprechungen ausführen sollte und zu Schanden werden ließ, war natürlich der Türke. Da griffen denn die christlichen Kretenser letztes Jahr wieder zu den Waffen. Die Griechen erklärten, wenigstens König Georg und seine Minister, das könne nicht länger so gehen und Kreta müsse endlich einmal griechisch werden. Neues Grollen der Mächte, Auffahren einer Flotte vor der Insel, Schießen auf, in und um Kandia (Hauptstadt), dann Feldzug Davids mit dem Kronprinzen Konstantin als Feldherr gegen Goliath, der seine Truppen unter den Oberbefehl von Edhem Pascha stellte, Erdrücken des Kleinen durch den Mächtigen, Waffenstillstand, Friedensunterhandlungen und — das Ende vom Lied

können wir erst nächstes Jahr aussagen, wenn wir dann noch leben.

Man behauptet, dieser Putsch sei eigentlich nur gemacht worden, um dem König von Griechenland noch länger seinen Sessel zu erhalten. Faul war es nämlich vorher mit den griechischen Finanzen, faul bis zur Gefährdung des Thrones, und faul, natürlich viel fauler ist es jetzt nach der Niederlage. Da können nun die Großmächte zusehen, wie sie den Griechenkönig vor einer Verschlimmerung seiner Lage schützen, und wie sie andererseits den Appetit des geld- und länderhungrigen Sultans befriedigen. Erst haben sie seinen Appetit gereizt, und jetzt sind sie erstaunt über die Portionen,



Georgios I., König von Griechenland.

die er verschlingen will. Eine dieser Portionen heißt Thessalien, das im Altertum als das reichste und fruchtbarste Gebiet Griechenlands galt und auch heute noch eine schöne Kultur aufweist.

Vor dieser Kreta-Affaire spukte bekanntlich die Armenierfrage in Europa. Sie ist kalt gestellt worden, weil ungeheuer viel Schmerzensgeld nach Armenien floß, aus der Schweiz allein gegen 1 Million. Das Geld und Reformversprechungen des Sultans haben die Armenier wieder so gefügig gemacht, daß sie sogar willig Seite an Seite mit ihren Bedrückern gegen die Griechen marschierten und sich ins Vordertreffen stellen ließen. So charakterlos wird der Mensch in der Not. Er hungert und friert eben nicht gern. Und Frau und Kinder in den Kirchen verbrennen zu lassen, wie die Türken es thaten, gefällt ihm auch nicht besonders. Ja ja, die

Türkei! Da wird sie nun schon seit Jahrzehnten mit einem kranken Manne verglichen, der kaum noch 24 Stunden zu leben habe. Kommt's aber zu einem Wort- oder Handgefecht mit ihm, so erweist er sich noch immer als der Schlawere und Stärkere. Außerdem findet er in Zeiten der Not stets einen Helfer, diesmal einen besonders energischen im Kaiser von Deutschland. Zur Ehre dieses jungen Monarchen müssen wir aber sagen, daß ihm weniger am Schutz des Sultans und des durch ihn verkörperten Prinzips gelegen ist, als vielmehr daran, den Ausbruch eines allgemeinen europäischen Krieges verhüten zu helfen. Ein solcher wäre zweifellos erfolgt, der ganze Orient stände heute in Kriegs-



Konstantin, Kronprinz von Griechenland.

flammen, wenn die Mächte ihre Kriegsschiffe nicht nach Kandia gesandt hätten. (Kaiser Wilhelm drängte besonders dazu.) Armenier, Macedonier, Bulgaren, Serben, alle, die einen Haß auf die Türkei haben, hätten sich mit den Griechen und Kretensern verbündet, und ein Blutbad, ärger als das französisch-deutsche von 1870—71, hätte die Erde in weitem Umkreis gerötet. In diesem speziellen Falle also waren die Kriegsschiffe Friedensschiffe.

In dieser Deutung bestärkt uns der Umstand, daß der deutsche Kaiser keine irgendwie passende Gelegenheit vorbeigehen läßt, ohne seine Friedensliebe zu betonen. Er scheint es nachgerade darauf abgesehen zu haben, sich für Zeit und Ewigkeit den Namen „Wilhelm der Friedensstifter“ zu verdienen. Handel und Wandel zu fördern sei sein Wille, sagte er jüngst zu Viele-

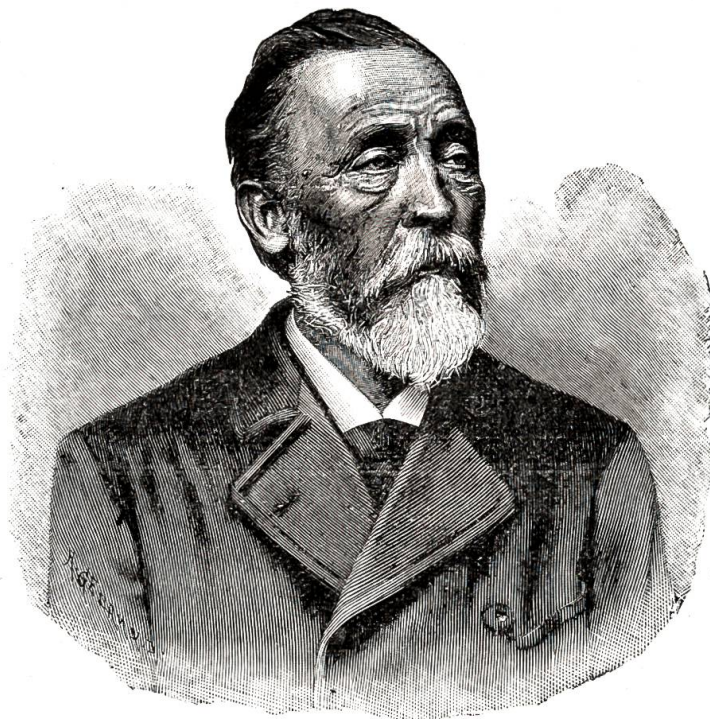
feld und Köln, und an der Aufrichtigkeit seiner Worte zu zweifeln ist kein Grund. Liebt er auch daneben die militärischen Schauspiele und Paraden, sind ihm auch die Fanfaren und Trompeten holde Musik, so hat er eben diese Liebhaberei mit allen Monarchen gemein. Von Rindsbeinen an steckte er ja in der Uniform, militärisch war alles an ihm und um ihn, wie sollte sich also bei solchem Lebenslauf nicht eine besondere Vorliebe für den Militärstand entwickeln?

Er scheint übrigens nicht bloß ein Parade-Offizier zu sein, sondern auch ein wirklich begabter Stratege. Als ich mich da vor etwa zwei Jahren zur Brautschau nach Deutschland begab (nicht für mich, sondern für einen kurz-sichtigen Onkel), hörte ich selbst von Leuten, die ihrem Kaiser sonst vieles übelnahmen, sein militärisches Führer- und Manövrier-talent anerkennen. Hoffen wir, daß er nie in den Fall komme, Proben davon gegen einen äußern Feind abzulegen, und daß unter seiner Regierung die gerechte Sache noch mehr solche Siege erringe, wie im Falle Peters. Ein Dr. Peters war Kolonialbeamter in Afrika und hatte daselbst gehaust wie ein Pascha. Die schwarzen Weiber betrachtete er nur als Ware. Erst mußten sie ihm und andern Weißen gefällig sein, dann ließ er sie um geringfügiger Ursachen willen peitschen und töten, ebenso einen Neger. Das brachte der socialdemokratische Reichstagsabgeordnete Bebel an den Tag. Unter der Wucht der Anklage und der Erregung, die sich im deutschen Volke kundgab, konnten die Gerichte nicht anders, als die Untersuchung an Hand nehmen und den hochfahrenden Herrn bestrafen, gelinde zwar, aber doch so, daß der

beleidigten öffentlichen Moral eine gewisse Genugthuung gegeben war. Sensationeller noch gestaltete sich die sogenannte Tausch-Lüchow-Marschall-Affaire. Geschaß es da nämlich seit langer Zeit, daß in den Zeitungen Berichte kamen, die der Natur der Sache nach nur von Leuten herkommen konnten, die wußten, was in gewissen Bureaux der Reichsregierung und in den Hofkreisen vorgeht. Die Minister, die Hofbeamten sahen ihre Geheimnisse verraten

und jeder sah in dem andern den Aufpaffer und Ausplauderer. Dieses jahrelang mit System getriebene Gaukelspiel brachte den früheren Reichskanzler Caprivi und zwei Minister zu Falle. Nun sollte auch der Staatssekretär des Auswärtigen, von Marschall, dran glauben. Aber der, ein ehemaliger badischer Staatsanwalt, ließ nicht mit sich spaßen. Als ihm wieder einmal so eine Zeitungssente zu dick wurde (es war eine Mitteilung, die auf einen vom russischen Kaiser in Breslau gehaltenen Toast Bezug hatte und viel Staub aufwirbelte), da geriet er in Harnisch und verlangte eine gerichtliche Untersuchung. Ein au-

ßerordentlich sensationeller Prozeß war die Folge, der einen adeligen Spitzbuben Namens von Lüchow und seinen Spießgesellen Ledert ins Gefängnis brachte, den Geheimpolizeikommissär v. Tausch arg kompromittierte, aber auch den Reiniger des Augiasstalles selbst zum Stolpern brachte, aus Ungnade darüber, las man in den deutschen Blättern zwischen den Zeilen, daß er den Unrat aufgestöbert habe. Der bisherige deutsche Gesandte beim Königreich Italien, Herr v. Bülow, hat nun seinen Platz als Staatssekretär des Auswärtigen eingenommen. Staats-



Tausch

minister v. Bötticher verließ seinen Posten ebenfalls und wurde ersetzt durch Herrn v. Posadowski. Bötticher war dem Namen nach sozusagen jedem Kinde bekannt; denn ca. 20 Jahre lang hat er der preussischen Regierung angehört und lange hat er als die rechte Hand Bismarcks gegolten. Dieser lebt übrigens auch noch, empfängt viele Besuche und treibt nach Muße Privatpolitik, namentlich zu gunsten eines guten Verhältnisses zwischen Deutschland und Rußland. Ob er sich wohl auch ein bißchen verwundert, daß an die Spitze der Postverwaltung an Stelle des verstorbenen v. Stephan ein Generalgesetzt wurde?

Rußland hat eine neue Kaiserstochter bekommen. Der Thronerbe ist also noch zu erhoffen. Politisch hat sich Rußland stark am Kretahandel beteiligt und sich im übrigen dadurch hervorgethan, daß es Frankreichs alte Liebeswerbungen in demonstrativer Weise erwiderte. Der Kaiser stattete mit Gemahlin und Tochter der französischen Republik einen Besuch ab. Das will, politisch betrachtet, viel bedeuten, so viel als: Wir zwei halten in Krieg und Frieden zusammen, namentlich wenn der eine Teil von uns willkürlich angegriffen werden sollte. Also ein bedingtes Waffenbrüderschaftsverhältnis, vielleicht sogar ein unbedingtes, wer weiß. „Zweibund“ nennt man dieses mehr oder weniger weitgehende Abkommen zwischen den beiden Ländern, im Gegensatz zum „Dreibund“, den in gleichem Sinne die drei Staaten Deutschland, Osterreich und Italien vor Jahren unter sich abgeschlossen haben. Wir Neutralen sehen dieses Doppelgehirn gern. Der eine hält den andern im Schach. Jeder hat Respekt vor der Kriegsmacht des andern, und leichten Herzens wird also nicht so bald ein Krieg zwischen beiden vom Zaun gerissen werden.

In Darmstadt, der ursprünglichen Heimat der russischen Kaiserin, ruhte das Zarenpaar von den Strapazen der Pariser Festlichkeiten aus. Besuche beim deutschen Kaiser wurden damit

verbunden, und auch da wurden freundliche Worte gewechselt — nicht von dem Kaliber wie in Frankreich, aber doch wohlwollend genug, um keine Befürchtungen für die Zukunft aufkommen zu lassen.

Wenden wir uns von Rußland nach England, so haben wir hauptsächlich der großartigen Jubiläumsfeier zu gedenken, welche zu Ehren der sechzigjährigen Regierungszeit der 78 Jahre alten Königin Viktoria stattfand. Es war ein Fest allergrößten Stils, getragen von wirklicher Verehrung für die brave Frau, welche Regenten- und Mutterpflichten harmonisch zu verbinden

und in gleichmäßiger Weise zu erfüllen wußte. Welche Wandlungen hat die Dame in ihrem Reiche und in ihrer Familie vor sich gehen sehen — wie viele Heiraten und Kindstausen! Ihren Mann, einen deutschen Prinzen, hat sie nach zwanzigjähriger Ehe durch den Tod verloren. Sie vertrugen sich gut, die zwei; aber als Königin wollte Viktoria doch auch von ihrem Albert angesehen sein. Er dagegen meinte manchmal, sie dürste ihm gegenüber die „Königin“ etwas weniger betonen. Gardinenpredigten war er abhold, und als er doch einmal eine ziemlich ge-



Mac Kinley, Präs. der Ver. Staaten N.-A.

salzene bekam — ganz unverdienterweise wie alle Männer, die vor morgens 3 Uhr unter die eheliche Bettdecke kriechen — da nahm er Hose und Hemd und schloß sich in seine Privatkammer ein. Die Königin aber, nicht faul, pocht an seiner Thür und „Wer da?“ schallt es von innen heraus. „Die Königin von England“, giebt die Antwort zurück. „Bitte, wer?“ fragt der Prinz wieder. „Die Königin von England“, diesmal gereizter. „Bedaure, für die Königin von England bin ich nicht zu sprechen.“ Jetzt merkte die Frau, was Laus und erwiderte ganz sanft: „Ich bin's, Viktoria, deine Frau.“ Wie da die Thür aufsprang und der Prinz die Arme ausbreitete, um die reuige Sünderin für ihre Selbstüberwindung zu belohnen! „Aber nicht, daß du meinst, ich sei dir nachgelaufen!“ „I bewahre, was



Der Bazarbrand in Paris.

denkst du denn?! Du wärest ja die erste Frau, die ihrem Manne nachläuft!" Und dann sprachen sie nur noch leise, ganz leise miteinander. . . .

Mit diesem Stücklein, das noch nicht einmal

scheinlich jetzt, da der Leser über dem Kalender sitzt, schon wieder zurück. Seit dem Ausbruch des Kretahandels hat die französische Regierung Arbeit über Hals und Kopf gehabt. Sie spielte

der neue Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, MacKinley, kennt, noch die bildhübsche Prinzessin von Montenegro, die der Kronprinz von Italien geheiratet hat, das ich aber der jungen niederländischen Königin Wilhelmine berichten werde, sobald sie ihrem herzlichsten Bernhard von Weimar den Schlüssel zu ihrem Allerheiligsten übergeben haben wird, verlassen wir England und gehen zum schönen Frankreich über. Dessen größtes Ereignis war der oben erwähnte Besuch der russischen Kaiserfamilie. Galant waren die Franzosen bei diesem Anlaß wieder bis zum ff. In der Kunst sind sie eben Meister und übertreffen sie alle Völker. Präsident Faure rüstet sich zum Gegenbesuch in Petersburg oder ist wahr-

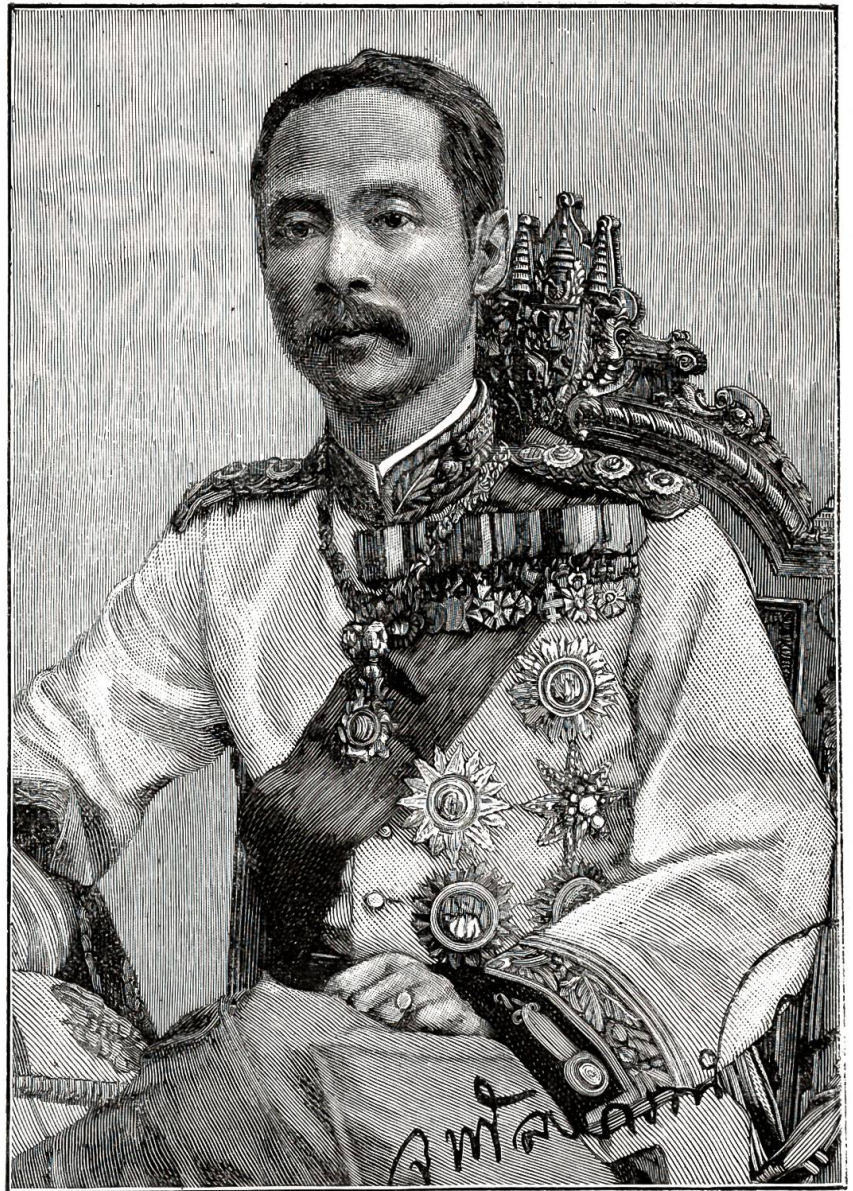
in dem Vermittlerkonzert der Großmächte die erste Geige, und sie ist auf den Gedanken gekommen, unsern Ruma Dros als Gouverneur von Kreta vorzuschlagen.

Einen grellen Kontrast zu den Freuden, die der Zarenbesuch gebracht hatte, bildete ein großer Bazarbrand in Paris, der mehr als 100 Personen, meistens hocharistokratische Damen, das Leben kostete, worunter auch die ehemalige Braut Ludwigs von Bayern, die schöne Herzogin von Mençon.

Ein Koch aus einem anstoßenden Hotel verrichtete wahre Heldenthaten, indem er mit größter Lebensgefahr eine Menge von Unglücklichen durch ein Küchenfenster rettete. Ein waderer Gasarbeiter setzte sein Leben aufs Spiel und rettete eine große Anzahl von Menschen. Als das Zusammenstürzen des Gebäudes jedes Rettungswerk unmöglich machte, ging er in aller Stille davon. Erst seine vielen Brandwunden lenkten die Aufmerksamkeit auf ihn; er hatte sich mit dem Bewußtsein, seine Pflicht gethan zu haben, begnügt.

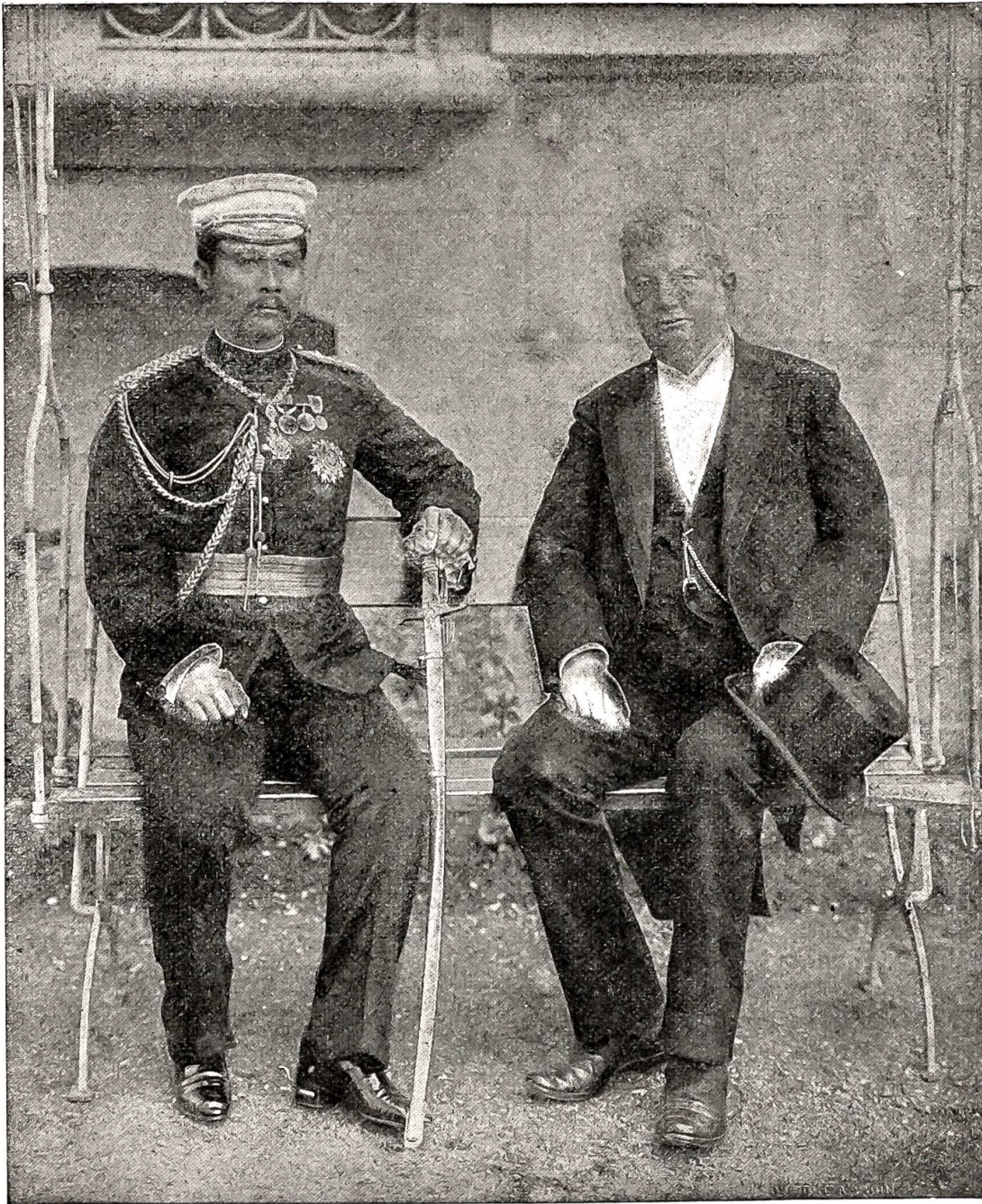
Nun will ich meine Rundschau über das Ausland schließen, hoffend, die Annexion der Insel Hawaii durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika führe nicht zu kriegerischen Verwicklungen mit dem erbosten Japan.

Bei uns in der Schweiz hat wieder einmal, wie schon so oft, die liebe Gewohnheit des Neinsagens gesteckt, als das Projekt der eidgenössischen Staatsbank zur Volksabstimmung kam. Das läßt sich nun freilich viel eher verschmerzen, als wenn die Kranken- und Unfallversicherung vom gleichen Schicksal betroffen werden sollte. Es hat zwar noch gute Weile mit ihr, und die Frage der Eisenbahnverstaatlichung kann ganz gut noch eher spruchreif werden. Möge ein guter Stern über ihr walten. Freudiger als die Lehrer, denen die Subventionierung der Volksschule durch den Bund auch gar zu langsam vom Fleck rückt, blicken heute die Bundes-



Chulalongkorn, König von Siam.

beamten drein, da das neue Besoldungsgesetz ihnen hübsche Aufbesserungen bringt und keinem Widerstand begegnet. Wichtigen Verbesserungen in der Volksernährung und in der Gesundheitspflege dürfen wir entgegensehen, da der Bundesverfassungsartikel angenommen worden ist, welcher den Erlass von eidgenössischen Gesetzen über den Verkehr mit Nahrungs- und Genußmitteln, sowie über den Verkehr mit andern Gebrauchs- und Verbrauchsgegenständen, soweit solche das Leben oder die Gesundheit gefährden können, gestattet. Von nicht geringerer Bedeutung, wenn auch in anderer Richtung, wird auch derjenige



Der König von Siam und Bundespräsident Deucher.

neue Bundesverfassungsartikel sein, der dem Bund die Oberaufsicht über die Wasserbau- und Forstpolizei überträgt.

Ins volle Leben hinein spielte auch der Besuch des Königs von Siam. Seine dunkelgelbe Majestät verstand sich sehr gut auf den Verkehr mit Magistraten, die nur Eine Frau haben.

Umgekehrt waren unsere Herren Bundesräte

hob sich stolz und erhaben über der Majestät, die kommt und vergeht. Majestät auf den Bergen, Majestät im Herzen — Herr der Schweiz, gib sie uns heut' und immerdar!

In der obersten Exekutivbehörde des Bundes fand ein Wechsel statt durch den Austritt des Herrn Oberst Emil Frey und den Eintritt des Herrn Dr. jur. Brenner, gewesenen Regierungs-

— wenn wenigstens der Schalk „Nebelspalter“ uns recht berichtigete — so herablassend, dem König auf seinen Wunsch mit verbundenen Augen ein Schwein auf ein Blatt Papier zu zeichnen, wobei dann meistens die Augen in die Nähe des Schwanzes gekommen seien. In Genf war der König von Siam so vergnügt, daß er sich mit Hrn. Bundespräsident Deucher photographieren ließ, wie auf nebenstehendem Bild zu sehen ist. Daß der rotweiß drapierte Bundesweibel auf dem Bod der königlichen Kutsche verschiedentlich für den König gehalten wurde, gehörte auch mit zum Spaß, den das Publikum von der Sache hatte. Königlich präsentierten sich dem König auch unsere Berge. Die Majestät, die ihren Glanz von der Ewigkeit hat, er-

rats von Baselstadt. Dieser hat die Leitung des eidgenössischen Justizdepartementes, Herr Bundesrat Müller die Leitung des Militärdepartementes übernommen.

Mehrere wackere Eidgenossen werden den Hintenden nicht mehr lesen — sie haben die Augen für immer geschlossen. So der namentlich jedem freisinnigen Berner liebgewesene Regierungsrat Marti, dann Bundesrichter Bezzola und (alle können wir nicht nennen) Dr. Tim. Rothen. Widmen wir dem Andenken dieser Braven einige Zeilen:

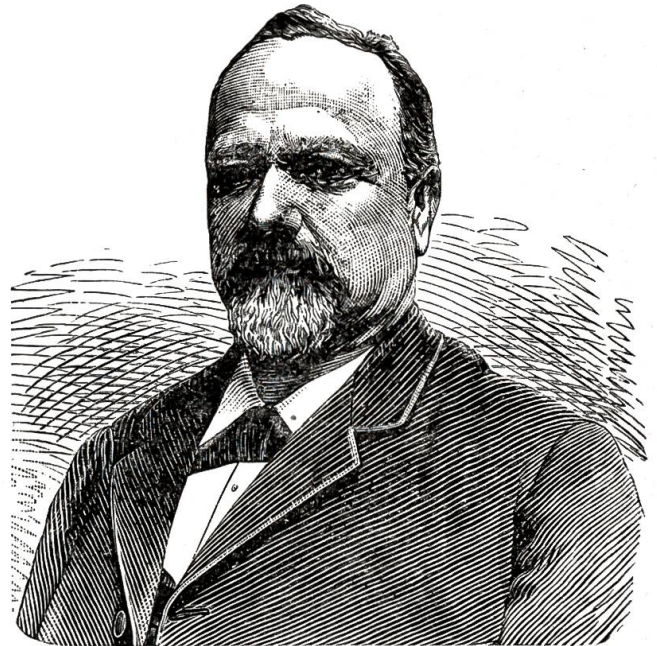


Timotheus Rothen, intern. Telegraphendirektor.

Timotheus Rothen war ein Mann strenger Selbstzucht und wissenschaftlicher Forschung. Seine Wiege stand nicht in seiner bernischen Heimatgemeinde Rüschegg, sondern in der reichen Handelsstadt Basel. Am 13. Juni 1830 ging die Sonne zum erstenmal über ihm auf. Zum letztenmal leuchtete sie ihm am 11. Februar 1897. Körperlich groß war er unter dieser Sonne nicht geworden, aber sein Geist gedieh gut unter ihr. Mit Lehrerbildung ausgerüstet, betrat er den Weg der Forschung auf dem Gebiet der Elektrizität und brachte es dabei zu solchen Leistungen, daß ihm die Universität Bern den „Ehrendoktor“ verlieh. Lange vorher war Rothen in die eidgenössische Telegraphenverwaltung eingetreten. In derselben avancierte er vom technischen Sekretär bis zum Direktor (1890), und noch im gleichen Jahre übertrug ihm der Bundesrat die

mit Fr. 18,000 Jahresbesoldung dotierte Stelle eines Direktors des internationalen Telegraphenbureaus. Welchem anderen Bürger von Rüschegg war eine solche Laufbahn beschieden?

Eduard Marti wurde am 13. Oktober 1829 zu Rapperswil im Kanton Bern geboren und starb am 5. November 1896 zu Baden im Aargau. Er erreichte also ein Alter von 67 Jahren. Als fröhlicher, wohlgenut in die Zukunft blickender Jüngling studierte er 1851 bis 1855 in Bern die Rechte, ließ sich dann zunächst in



Ed. Marti, Regierungsrat.

Nidau, später in Biel als Anwalt nieder. Da kam die Eisenbahnsturm- und Drangperiode des Jura. Stämpfli, Marti und Jolissaint schürten und führten die Geister. Die bernische Jurabahn kam zu stande und Marti wurde 1871 ihr Direktor. Er war der richtige Mann an der richtigen Stelle, denn die von Zeit und Umständen geforderte mächtige Erweiterung des Bahnnetzes erforderte die Thatkraft eines Marti. Zur „Jurabahn“ hinzu kam die „Bern-Luzern-Bahn“ und 1891 die Fusion mit der „Suisse occidentale“. Diesem großen, nun „Jura-Simplonbahn“ getauften Netz stand Marti bis 1892 vor, nicht ohne sich auch das Hauptverdienst um die Erstellung der berühmten Brünigbahn zu erwerben. Marti verließ seinen hohen Posten nicht freiwillig. Der Rücktritt wurde ihm aufgenötigt, weil er mit einer Kühnheit sondergleichen

in Wort und Schrift die Überführung der Bahnen aus dem Privatbesitz in den Staatsbesitz versucht. Das paßte der Mehrzahl der Aktionäre seiner Bahn nicht. Aber unserem

Marti gereichte es nicht zum Schaden. Mit einer hohen Abfindungssumme (man sprach von Fr. 80,000) zog er sich zunächst ins Privatleben zurück und ließ sich dann (1892) zum Mitglied der bernischen Regierung wählen, deren Präsident er für das Jahr 1893 wurde. Was Marti alles in Gemeinde- und Kantonsangelegenheiten leistete, entzieht sich unserer Beschreibung. Es möge genügen, zu erwähnen, daß er 1866 in den Großen Rat eintrat, denselben 1872/73 präsi- dierte, ferner im bernischen Verfassungs- rat 1883/84 den Vor- sitz führte und dem schweizerischen Natio- nalrat von 1866 bis 1878, sowie von 1885 bis zum Tode ange-

hörte, im Jahre 1878 die Präsidentenwürde bekleidend. Wer sein Leben so ausfüllte wie Marti, verdient, daß man ihm in Dankbarkeit und Verehrung nachrufe: „Du warst ein Vorbild für uns alle!“



Andreas Bezzola, Bundesrichter.

Viel geistige Verwandtschaft mit Marti weist der Graubündner Andreas Bezzola auf. Geboren 1840 in Zernez, wurde auch er für die juristische Laufbahn herangebildet. Er lag

ihr ob, nachdem er ein Jahr lang die «Posta d' Engiadina» redigiert hatte. Auch ihm brachte sie ein reiches Maß öffentliche Würde und Bürde:

Führerschaft der bündnerischen Frei- sinnigen, Mitglied- schaft des Großen Rates, der Regie- rung, des Kantons- gerichts, des Natio- nalrates (Präsident 1885) und seit 1893 des Bundesgerichtes. Am 10. Januar 1897 rief ihn der Herr über Leben und Tod zu sich. In Chur, dem Herzen seines Kan- tons, ruht sein Herz. Warm hat es für seine Mitbürger ge- schlagen, und Töne eines edeln Idealis- mus hat es nieder- gelegt in Lieder, die nun der romanische Bündner zu Ehren

des populärsten Rätters der Neuzeit singt.

Und nun genug! Hoffentlich sehen wir uns im nächsten Jahre gesund und froh wieder, und können wir recht viel Gutes und wenig Trau- riges berichten.

Ein Scherflein.

In einer Schule unterrichtete der Pfarrer in der Religionsstunde über das Almosengeben und führte die reiche Spende des Pharisäers und das Scherflein der armen Witwe als Bei- spiel an. Auf seine Frage, wie viel wohl das Scherflein der armen Witwe betragen haben könnte, gab eine Schülerin prompt zur Antwort:

„12 Mark 43 Pfennige“. Über diese so seltsame Antwort befragt, erklärte sie: „Im Katechismus steht: Das Scherflein der armen Witwe. Mark. 12. 43.“

Annonce.

An der Lindenstraße Nr. 6, dritter Stock, ist ein Stück Pflanzland zu vermieten.